
FLECKTARNHERZ

KIM VALENTINE

INHALT

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Epilog

Danksagung

Neuaufgabe des im September 2017 erschienenen gleichnamigen Werkes.

Copyright 2021 Kim Valentine
kimvalentine@t-online.de

Kim Valentine
c/o Beetz
Heidestr. 23d
86343 Königsbrunn

Sämtliche Inhalte sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung der Autorin weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Covergestaltung:
Coverstube

Homepage:
www.kim-valentine.de
Soziale Medien:
[Instagram](#)

[Zur Newsletter Anmeldung](#)

PROLOG

Mit einem breiten Lächeln auf den Lippen lief ich auf den Mitarbeiteringang zu. Ich konnte kaum erwarten, meinen Kollegen die tollen Neuigkeiten mitzuteilen. Als ich die schwere Metalltür öffnete und den Flur betrat, der zu unserem Personalraum führte, schwebte mir bereits Kaffeeduft entgegen. Wie ich diesen Geruch liebte!

»Hey! Da ist sie ja!«, rief Nick und kam auf mich zu. Mein Lächeln wurde noch breiter, als sich seine starken Arme um mich schlossen.

»Darf man gratulieren?«, fragte Stefan, ein weiterer Kollege, der hinter Nick auftauchte.

»Darf man. Bestanden mit einem Schnitt von 3,3«, verkündete ich und meine Stimme überschlug sich vor Freude. Einige Prüfungen hatte ich mit einem unguten Gefühl beendet, was mir wochenlang Sorgen bereitet hatte. Ich hatte tierische Angst, durchzufallen, denn das hätte meinem Chef einen weiteren Grund beschert, mich zu schikanieren. Als ich jedoch gestern erfahren hatte, dass ich meine Ausbildung erfolgreich abgeschlossen hatte, war

mir eine zentnerschwere Last von den Schultern gefallen. Klar hätte ich besser abschneiden können, aber immerhin hatte ich es geschafft. Ich löste mich aus der Umarmung und ging in den Personalraum.

»Ist Frau Neumann inzwischen eingetroffen?«, tönte es aus dem Büro am Ende des Flurs und mein Lächeln verschwand sofort.

Allein der Klang seiner Stimme genügte, um bei mir Panik auszulösen. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, doch ich versuchte, gelassen zu bleiben, obwohl ich mich am liebsten irgendwo versteckt hätte. Nick wusste von meiner Abscheu gegenüber meinem Chef, verdrehte die Augen, beugte sich vornüber und tat, als ob er sich erbrechen müsste. Ich grinste. Gut, dass Becker den Personalraum mied wie der Teufel das Weihwasser.

»Ich bin hier, Herr Becker!«, gab ich zurück.

»Sofort zu mir!«, echote es prompt.

Höflichkeitsfloskeln wie ›Bitte‹ oder ›Danke‹ waren meinem Chef völlig fremd. Statt dem Drang, mich zu verstecken, nachzugeben, stellte ich mit einem herzhaften Seufzen meinen Rucksack ab, ergab mich meinem Schicksal und ging den weiß getünchten Flur entlang zu dem Büro meines Vorgesetzten.

»Guten Morgen, Herr Becker«, grüßte ich freundlich, nachdem ich das Zimmer betreten hatte. Meine Handflächen waren schweißnass und ich zupfte nervös an meiner Bluse, um meine zitternden Finger zu beschäftigen.

Bei Becker, diesem widerlichen Schleimscheißer, wusste man nie, was er im Schilde führte. Für gewöhnlich ließ er keine Gelegenheit aus, um uns Angestellte zu

drangsalieren. Zu meinem Leidwesen hatte er es auf mich ganz besonders abgesehen.

»Schließen Sie die Tür hinter sich und nehmen Sie Platz«, entgegnete er barsch und ich tat, was er verlangte. Oh, wie ich diesen Typen hasste.

»Wie ich höre, haben Sie die Prüfungen wider Erwarten bestanden«, sagte er mit dem üblichen herablassenden Unterton in der Stimme. Inzwischen war ich daran gewöhnt, dass er mich stets für dümmer hielt, als ich war. Trotzdem verspürte ich einen Stich. Aber was hatte ich erwartet? Dass er mir gratulieren würde? Niemals!

»Das habe ich«, gab ich zurück und sparte mir eine ausführlichere Schilderung. Es hätte ihn ohnehin nicht interessiert.

Becker ließ sich in seinem Schreibtischstuhl nach hinten fallen und sah mich mit seinen kleinen Augen an. Der Typ war ein absoluter Widerling. Mein zweites Lehrjahr hatte erst begonnen gehabt, als Becker auf Herrn Steiner folgte, der in Rente gegangen war. Wenn er damals, als ich mich um eine Lehrstelle hier im Elektrofachmarkt beworben hatte, bereits etwas zu sagen gehabt hätte, wäre ich nicht eingestellt worden, denn das zwischen Becker und mir ließe sich getrost als ›Hass auf den ersten Blick‹ bezeichnen. Mein neuer Chef war mir derart unsympathisch gewesen, dass ich den Ausbildungsvertrag wohl nie unterschrieben hätte. Doch nun war er am Drücker und die Art und Weise, wie er mich ansah, bescherte mir ein klammes Gefühl in der Brust.

»Tja, Frau Neumann. Leider sieht es aufgrund der personellen Umstrukturierung ziemlich finster für Sie aus«,

setzte er an und grinste dabei.

Ich hielt seinem Blick stand, obwohl mein Herzschlag bei seiner Aussage für eine Sekunde ins Stolpern geraten war. Dieser feige Mistkerl! Gewiss gab es gar keine Umstrukturierung, aber bevor ich noch etwas Unüberlegtes sagen konnte, zählte ich im Geiste bis zehn, während ich einfach nur dasaß und Becker ansah. Nach einigen schier endlosen Sekunden, die wir uns anstarrten, legte er den Kopf schräg und rümpfte die Nase. Das war sein ›Mir-fällt-gerade-eine-Gemeinheit-ein‹-Gesicht. Das kannte ich inzwischen sehr gut. Doch was erwartete er von mir? Wollte er mich etwa betteln sehen? Wollte er, dass ich tränenüberströmt vor ihm auf die Knie fiel, damit seine Genugtuung noch größer ausfallen konnte, wenn er mir einen Tritt in den Hintern verpasste?

»Diese Umstrukturierung bedeutet, dass ich Ihnen keinen Arbeitsvertrag als ausgebildete Einzelhandelskauffrau anbieten kann. So leid mir das auch tut«, sagte er und setzte eine betroffene Miene auf, die jedoch sofort wieder durch ein schmieriges Grinsen ersetzt wurde.

Obwohl ich damit gerechnet hatte, dass so etwas geschehen könnte, bildete sich ein Kloß in meinem Hals. Hätten wir nicht friedlich das Ende meiner Lehrzeit abwarten können? Musste er mir unbedingt den Tritt in den Hintern verpassen? Durch Beckers Schadenfreude fiel es mir noch schwerer, die Tränen zurückzuhalten, die im Begriff waren, in meine Augen zu schießen. Mein Vorgesetzter freute sich tierisch, dass er sein mieses

Spielchen gewinnen würde und ich dabei nicht den Hauch einer Chance hatte.

»Okay«, presste ich hervor und versuchte, so gefasst wie möglich zu klingen. Becker erwiderte nichts, doch anstatt mich endlich aus seinem Büro zu entlassen, beugte er sich nach vorne und tippte etwas in seinen PC. Dann starrte er sekundenlang auf den Bildschirm.

»Und so, wie ich das hier sehe, Frau Neumann, sind Ihnen in letzter Zeit ziemlich viele Fehler unterlaufen. Da verstehen Sie gewiss, dass ich Ihnen kein gutes Arbeitszeugnis ausstellen kann.«

Jetzt nicht aus der Haut zu fahren, verlangte mir nun alles an Beherrschung ab, was ich besaß. Bei »vielen Fehlern« handelte es sich lediglich um einen, und den hatten wir bemerkt, ehe der erste Artikel, den ich versehentlich falsch ausgezeichnet hatte, verkauft worden war. Statt mich zu rechtfertigen – was ohnehin sinnlos gewesen wäre – schwieg ich weiter und sah auf meine Schuhspitzen.

»Aber Kopf hoch«, sagte Becker nach einer weiteren Pause, was mich verwundert aufsehen ließ. Besaß er etwa doch so was wie Gefühle? Kaum zu glauben!

»Sie sind nicht die Einzige, die heute gefeuert wird. Auch unsere Reinigungskraft werde ich später entlassen müssen. Vielleicht möchten Sie sich gleich auf die freiwerdende Stelle bewerben?«, bot er mir mit einem diabolischen Grinsen auf den Lippen an.

Meine Augen weiteten sich vor Unglauben, während ich in Beckers Mimik vergeblich nach einem Hinweis suchte, dass er nur einen Scherz gemacht hatte. Das konnte er

schließlich unmöglich ernst meinen! Langsam kochte Wut in mir hoch, doch wenn ich ihm das zeigen würde, hätte er gewonnen. Auf keinen Fall durfte ich mir anmerken lassen, wie sehr er mich auf die Palme brachte. Ich atmete tief ein und sammelte alles, was ich an Kraft finden konnte, für diesen einen Gegenschlag.

»Nein, danke. Nicht nötig. Ich habe bereits ein gutes Angebot eines Konkurrenten«, erwiderte ich kühl und hoffte, dass Becker diese Lüge nicht sofort anhand meiner erhitzten Wangen erkennen würde. Mich hielt hier nichts mehr und so stand ich auf, straffte die Schultern und blickte meinen baldigen Ex-Chef so selbstbewusst an, wie es mir möglich war.

Becker würde nicht als Sieger vom Platz gehen!

»Wunderbar. Dann mache ich Ihre Papiere fertig, Frau Neumann. Wie ich sehe, müssen Sie heute noch acht Stunden bei uns bleiben und nehmen ab morgen Ihren restlichen Urlaub«, sagte er nach einem kurzen Blick in seine Unterlagen, stand auf und begleitete mich zur Tür.

»Richtig«, gab ich schroff zurück.

»Sie brauchen sich nach dem heutigen Arbeitstag auch nicht mehr herzubemühen, ich schicke Ihnen alles per Post zu«, sagte Becker, was indirekt hieß, dass er mich künftig nicht mehr hier sehen wollte. Es war ein Rauswurf, nur etwas subtiler verpackt.

»Aber verraten Sie mir eines, bevor Sie gehen, Frau Neumann; mir war gar nicht bekannt, dass das Fast-Food-Restaurant nebenan ein Konkurrent von uns ist. Verkauft man dort inzwischen Fernseher?«, setzte Becker nach, während er mich durch die Tür schob.

Jetzt reichte es! Ich drehte mich um und funkelte ihn böse an. Becker grinste breit, doch alles, was ich ihm am liebsten an den Kopf geworfen hätte, all die Beleidigungen und Schimpfworte waren plötzlich wie weggeblasen. Becker nutzte meine Sprachlosigkeit und schloss die Tür vor meiner Nase. Ich blieb allein im Flur zurück. Tränen schossen in meine Augen und meine Hände zitterten wie verrückt. Ich wusste, dass ich verloren hatte. Mein kleiner Triumph war nur von kurzer Dauer gewesen.

Es war schon wieder passiert.

Schon wieder hatte ich auf mir herumhacken lassen.

Schon wieder war ich das Opfer gewesen.

Schon wieder war ich unfähig gewesen, mich zu wehren, und ich hasste es!

Das musste sich ändern.

Das würde sich ändern!

KAPITEL EINS

Ankunft

Ein letztes Mal checkte ich die Uhrzeit und schob dann mit zitternden Fingern mein Handy in meine Jackentasche.

Ich war nervös. Und dafür gab es einen guten Grund.

Ich hatte nämlich absolut keine Ahnung, was mich jenseits dieses Zaunes erwartete. Diese Ungewissheit verunsicherte mich ungemein, denn ich war jemand, der gerne plante. So hatte ich auch an diesem Tag alle Eventualitäten wie Staus, plötzlich auftretendes schlechtes Wetter oder gar eine Autopanne einberechnet. Weil nichts davon eingetreten war, war ich viel zu früh. Kurz hatte ich überlegt, unterwegs noch irgendwo einen Kaffee zu trinken, aber ich war aufgeregt genug und das Koffein würde nur dafür sorgen, dass sich meine ohnehin schon flatternden Nerven gar nicht mehr beruhigten.

Los, Annika. Hinter diesem Zaun wartet dein neues Leben auf dich, sagte ich im Stillen zu mir selbst. Ehe ich mich völlig verrückt machen konnte, stieg ich mit klopfendem Herzen aus und ging zum Kofferraum, wo ich meine Reisetasche herausnahm. Unsicher blickte ich mich

um. Im Moment war der Parkplatz bis auf wenige Autos leer.

Entschlossen, das hier durchzuziehen, schlug ich die Kofferraumklappe zu, verriegelte meinen Wagen und lief dann zielstrebig am Zaun entlang auf den Eingang zu, an dem ich erst vor einigen Minuten vorbeigefahren war. Das massive, eiserne Tor war geöffnet, jedoch wurde man auf beiden Seiten - ich vermutete Einfahrt und Ausfahrt - mittels einer rot-weißen Schranke am Hindurchfahren gehindert. Zwischen den Fahrspuren lag eine schmale Verkehrsinsel, auf der sich ein Wachhäuschen befand. Darin stand ein Soldat und beobachtete mich. Ich hasste es, angestarrt zu werden. Generell befand ich mich nicht gerne im Zentrum der Aufmerksamkeit. Im Gegenteil! In den letzten fünf Jahren hatte ich Aufmerksamkeit ausschließlich mit etwas Negativem verbunden.

Neben der Einfahrt in die Kaserne führte ein gepflasterter Fußweg zu einem kleinen Flachbau, der zur Straße und zum Tor hin mit dicken Glasscheiben versehen war.

Dort musste ich hin. Ich ignorierte den Soldaten am Tor weiterhin und ging eilig auf das Haus zu, während ich meinen Personalausweis sowie einen Brief aus meiner Jackentasche kramte. Hinter einer geöffneten Sprechluke saß eine junge Soldatin, kaum älter als ich. Sie lächelte mir kurz zu, was mir ein wenig meine Aufregung nahm.

»Hi, ich ...«, setzte ich an, jedoch drohte meine Stimme, bereits bei diesen zwei Worten vor Nervosität in ein schrilles Kieksen abzurutschen. Ehe die Situation peinlich werden konnte, rettete ich mich, indem ich meinen Mund

hielt und meinen Ausweis und den aufgefalteten Brief an die Scheibe drückte. Die Augen der Frau wanderten zwischen den beiden Dokumenten und mir einige Male hin und her, ehe sie schließlich nickte.

»In Ordnung. Sie müssen zu Gebäude Achtzehn. Einfach geradeaus und in etwa achthundert Metern den Hinweisschildern folgen«, erklärte sie und deutete in die entsprechende Richtung.

»Danke. Alles klar«, sagte ich, obwohl das glatt gelogen war. Was das Einschätzen von Entfernungen anging, war ich nämlich verdammt schlecht. Aber ein Schild sollte ich erkennen können. Ich schulterte meine Tasche und machte mich auf den Weg. Mein Blick schweifte über die gepflegten Rasenflächen zu den Gebäuden links von mir. Sie sahen alle gleich aus. Zwei Stockwerke, haufenweise Fenster, hellgelber Anstrich, dunkelbraune Dachziegel.

Zudem fiel mir auf, dass es erstaunlich ruhig war. Es fuhren keine Autos umher und Soldaten sah ich auch nicht. Womöglich hatten viele den gestrigen Feiertag genutzt, um Urlaub einzuschieben. Während ich meinen Weg fortsetzte und nach besagten Hinweisschildern Ausschau hielt, dachte ich daran, dass, wenn mir vor einem Jahr jemand gesagt hätte, dass ich heute meinen Dienst bei der Bundeswehr antreten würde, ich diesen jemand ausgelacht hätte.

Aber wer konnte schon ahnen, dass ich die weiße Bluse mit dem gestickten Logo eines Elektrofachmarktes auf der Brust einmal gegen eine Flecktarnuniform tauschen würde? Ich selbst hätte nicht mal im Traum daran gedacht!

Sicher war mir die Bundeswehr bereits vorher ein Begriff gewesen, doch ich hatte mich nie als Soldatin gesehen. Bundeswehr – das war für mich immer eine reine Männersache. Schießen, Panzer fahren, durch den Dreck robben – das alles war schließlich wenig damenhaft.

Meine Entscheidung, Soldatin zu werden, konnte man getrost als rebellischen Akt werten. Ich wollte, dass mein Umfeld endlich mehr in mir sah als das zierliche, brünette Mädchen, das während der Schulzeit keine Freunde gehabt hatte. Ich wollte jemand sein, den man achtete! Ich wollte anerkannt werden!

Kaum jemand aus meiner Familie glaubte, dass dies der richtige Schritt für mich wäre. Alle hielten mich für zu zerbrechlich, zu labil. Doch genau dieses Image, das seit Jahren wie Pech an mir klebte, wollte ich endlich loswerden! Verbissen hatte ich für den Einstellungstest trainiert, da ich gewusst hatte, dass die Durchfallquote relativ hoch war. Meine größte Herausforderung hatte der sogenannte ›Basis-Fitness-Test‹ dargestellt. Dort wurde jedem Bewerber ein Sprint über elfmal zehn Meter, ein mindestens fünf Sekunden dauernder Klimmhang und ein 1000-Meter-Lauf abverlangt. Je schneller man war und je länger man sich im Klimmhang halten konnte, desto besser die Bewertung. Ich war noch nie eine Sportskanone gewesen, und als ich den Test mit einem überraschend guten Ergebnis bestand, fiel mir ein ganzer Sack Steine vom Herzen. Im Vergleich dazu waren der Logiktest am PC, die ärztliche Untersuchung und die Befragung beim Psychologen der reinste Spaziergang gewesen. Am Ende wurde ich für tauglich erklärt und beschloss, die

Möglichkeit zu ergreifen. Der Verdienst war gut und mir boten sich enorm viele Weiterbildungsmöglichkeiten.

Nun war ich hier.

In einer Kaserne.

Mit dem Einberufungsbescheid in der Tasche.

Bereit, mein Bestes zu geben.

Na ja, ich war nicht unbedingt die Verkörperung von Sylvester Stallone in ›Rambo‹, denn insgeheim hoffte ich, dass wir nicht zu viel marschieren würden und mehr Unterricht stattfand, als dass man uns im Schlamm herumrobben ließ. Immerhin sollte aus mir mal ein Sanitätsunteroffizier werden und kein Elitesoldat.

Mir fiel ein neonfarbenes Hinweisschild mit der Aufschrift ›Einschleusung‹ ins Auge. Von dem musste die Soldatin an der Wache gesprochen haben, also folgte ich den Wegweisern, bis ich nach wenigen Augenblicken vor Gebäude Achtzehn stand. Dass es genauso aussah wie all die anderen Häuser, die ich auf meinem Weg hierher gesehen hatte, überraschte mich kaum. Gebäude Achtzehn lag in einer Sackgasse und auf dem großzügigen, asphaltierten Platz, der direkt davor lag, parkten lediglich fünf Autos. Ich fragte mich, warum man mich über einen Kilometer hatte laufen lassen, wenn hier genug Fläche zum Parken gewesen wäre. Na ja, vielleicht würde ich das gleich erfahren.

Durch eine schwere Doppeltür gelangte ich in einen Vorraum. Zu meiner Linken hing eine Pinnwand, an der einige Plakate festgemacht waren. Rechts von mir befand sich ein großes Fenster, durch das man in ein dahinterliegendes Zimmer blicken konnte. In der Scheibe

hing ein Schild, auf dem ›GvD momentan nicht besetzt‹ zu lesen war. Ein kurzer Blick hinein zeigte ein einzelnes Bett, einen Stuhl und einen kleinen Tisch, auf dem eine altmodische Bürolampe stand. Gemütlich sah definitiv anders aus, aber ich war hier schließlich nicht in einem Nobelhotel.

Ich ging erneut durch eine doppelflügelige Glastür und sah mich neugierig um. Links von mir erstreckte sich ein hellgelb gestrichener Flur mit hölzernen Türen zu beiden Seiten. Am Ende erkannte ich eine weitere Glastür, vermutlich ein Hintereingang. Zu meiner Rechten lag eine einzelne Tür, die jedoch aus massivem Metall bestand. Daneben befand sich ein Bedienfeld, an dessen Oberseite eine kleine, rote Lampe leuchtete. ›WaKa Zug II Sanitätsausbildungszentrum Süd‹ las ich auf einem Schild. WaKa - Waffenkammer schlussfolgerte ich.

Direkt vor mir lag das Treppenhaus. Es war niemand zu sehen, doch aus dem oberen Stockwerk vernahm ich gedämpfte Stimmen und ich entschied mich, den Geräuschen zu folgen.

Im ersten Stock bot sich mir fast das gleiche Bild wie unten. Ein langer Flur mit nach links und rechts abgehenden Türen, derselbe beigefarbene Marmorboden, identische Wandfarbe. Gegenüber dem Treppenabsatz lag das Zimmer, aus dem die Stimmen kamen. Die Tür war nur angelehnt, wodurch ich nicht nur die leisen Gespräche hören, sondern auch den Kaffeeduft riechen konnte. Mmh. Ich liebte Kaffee. Warum hatte ich vorhin nicht auf mein Bauchgefühl gehört und noch irgendwo angehalten?

Ich stellte meine Tasche ab und klopfte vorsichtig an. Augenblicklich verstummten sämtliche Stimmen. Tassen wurden abgestellt und Sekunden später näherte sich jemand mit polternden Schritten der Tür. Sofort machte sich ein mulmiges Gefühl in mir breit. Als sie abrupt aufgerissen wurde, wich ich automatisch ein Stück zurück. Mir gegenüber stand ein etwa zwei Meter großer, uniformierter Muskelberg, dessen dunkle Augen mich wütend anblitzten.

»Was?«, fauchte er ungehalten und scheute sich nicht im Geringsten, seinen Unmut über meine offensichtliche Störung zu verbergen.

»Ähm, entschuldigen Sie mich, aber ich ... ähm, Moment«, stammelte ich und suchte in meiner Jackentasche nach dem Einberufungsbescheid. Er würde – wie auch eben an der Wache – meine Anwesenheit besser erklären, als ich es im Augenblick tun konnte.

»Sie können ja noch nicht mal einen kompletten Satz sprechen. Nochmal!«, plärrte das überdimensionale Fleischbällchen, drehte sich um und klatschte mir die Tür vor der Nase zu.

Ich blieb wie versteinert stehen und blinzelte. Was zur Hölle? Aber ich war doch in Gebäude Achtzehn. Was das betraf, war ich mir vollkommen sicher. Doch das hatte er auch überhaupt nicht bemängelt, sondern dass ich keinen kompletten Satz zustande gebracht hatte.

Okay. Ich überlegte kurz, was ich sagen wollte, legte mir die Worte zurecht und klopfte ein weiteres Mal an. Nur wenige Sekunden vergingen, ehe Fleischbällchen erneut die Tür öffnete. Wobei *öffnen* eine Untertreibung war. Er

war im Begriff, die Tür mitsamt Türstock aus der Mauer zu reißen! Statt durch sein einschüchterndes Verhalten zu einem zitternden Häufchen zusammenzusinken, presste ich hastig die zurechtgelegten Worte hervor.

»Mein Name ist Annika Neumann. Ich möchte mich zur Grundausbildung melden«, sagte ich und versuchte, dabei so soldatisch wie möglich zu klingen. Das sollte mein Gegenüber doch etwas beeindrucken. Aus schmalen Augen heraus starrte er mich an.

»Was soll das heißen, Sie möchten sich melden? Tun Sie es, oder tun Sie es nicht?«, knurrte der Muskelberg.

Verdammt. Damit brachte er mich schon wieder aus dem Konzept.

»Ähm, ich schätze, ich tue es«, stammelte ich unbeholfen.

Fleischbällchens Augen blitzten verärgert auf, aber ehe er mich wie ein tollwütiger Eber aufspießen konnte, erkannte ich meinen Fehler.

»Ich melde mich zur Grundausbildung, Herr ...«, korrigierte ich mich und starrte auf seinen mächtigen Brustkorb, der sich nur einen Meter vor meiner Nase befand und sich bei jedem Atemzug eindrucksvoll hob und senkte. Oberhalb der linken Brusttasche prangte ein Namensschild, auf dem ›Winkler‹ stand. »Herr Winkler«, schob ich hastig hinterher. Na also. Ich klopfte mir schon innerlich auf die Schulter, als Muskelberg Winkler tief Luft holte.

»Das heißt Oberfeldwebel Winkler! Und wenn Sie noch einmal auf die Idee kommen, Ihre zukünftigen Ausbilder aus der Nato-Pause zu holen, sollten Sie entweder den

plötzlichen Einmarsch des Feindes oder eine lebensgefährliche Verletzung als Grund haben!«, herrschte er mich an. Winklers Gesicht war während seiner Ansprache feuerrot angelaufen und seine Halsschlagader trat gut sichtbar hervor. Ich war mir sicher, dass er platzen würde wie ein Luftballon, würde ich ihn jetzt mit einer Nadel piksen. Was für ein Bild! Ich musste das Kichern unterdrücken, obwohl ich angesichts seiner imposanten Statur doch eher eingeschüchtert war.

Plötzlich tauchte ein weiterer uniformierter Soldat hinter Winkler auf. Er war kleiner, etwa fünfzehn Jahre älter und deutlich schwächer als Mr. Fleischklops. Seine dunklen Haare waren an den Schläfen mit grauen Strähnen durchzogen und er strahlte Ruhe aus, was mich unheimlich erleichterte. Dieser Oberfeldwebel Winkler sollte dringend mal eine Antiaggressionstherapie machen oder seine Anabolika durch Baldrian ersetzen.

»Warten Sie einfach noch zehn Minuten draußen und kommen dann nochmal«, wies der neu Hinzugekommene mich mit einem autoritären, aber erheblich freundlicheren Ton an.

»In Ordnung. Vielen Dank«, sagte ich, nahm meine Reisetasche und verließ das Gebäude. Vor der Eingangstür setzte ich mich auf die Stufen. Ich holte mein Handy aus der Tasche und checkte meine Timeline auf Facebook, doch weil ich das vorhin schon getan hatte, hielten sich die Neuigkeiten in Grenzen. In dem Moment, als ich mein E-Mail-Programm öffnete, nahm ich im Augenwinkel eine Bewegung wahr. Ein Mädchen, das ebenfalls mit einer prall gefüllten Reisetasche bepackt war, näherte sich mir.

»Hi«, sagte sie und strich sich ihre pechschwarzen Haare hinter die Ohren.

»Hey«, grüßte ich und steckte mein Handy weg.

»Ist das auch dein erster Tag?«, wollte sie wissen. Ich nickte.

»Ja, aber ich würde da nicht reingehen. Zumindest jetzt noch nicht. Es sei denn, du möchtest von einem tollwütigen Eber alias Oberfeldweibel Winkler aufgespießt werden«, erklärte ich und warf ihr ein nervöses Lächeln zu. Dieses Mädchen war die erste Person, die ich seit Langem traf, die nichts von meiner Vergangenheit kannte. Sie war meine Chance, die Grundausbildung nicht nur zu einem beruflichen, sondern auch zu einem persönlichen Neustart zu nutzen.

»So schlimm?«, fragte sie, während ihr die Strähne, die sie Augenblicke zuvor zur Seite geschoben hatte, wieder ins Gesicht fiel.

»Na ja. Sagen wir so: Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort und durfte Bekanntschaft mit einem äußerst mies gelaunten, zweihundert Pfund schweren Oberfeldweibel machen. Ich soll in zehn Minuten nochmal reinkommen«, gab ich zurück.

Das Mädchen grinste und stellte ihre Tasche neben meiner ab.

»Soso. Na, dann warte ich mal lieber hier mit dir. Ich bin Christin, und du?«, fragte sie und ließ dabei kurz einen Dialekt aufblitzen, den ich nur grob in den Osten Deutschlands einordnen konnte.

»Annika, aber du kannst mich auch einfach Anni nennen.«

»Okay. Anni. Was hat dich dazu gebracht, Soldat zu werden?«, wollte Christin wissen.

Puh, da hatte jemand keinerlei Berührungsängste. Doch Christins Lächeln war warm und herzlich. Sie war mir sympathisch und so antwortete ich: »Ich weiß nicht genau. Zum einen wollte ich meinem Chef zeigen, dass ich nicht auf Knien, um eine Verlängerung meines Arbeitsvertrages betteln würde, und zum anderen ich war neugierig auf etwas Neues. Und bei dir?«

Meine restlichen Beweggründe verschwieg ich. Das band ich jemandem, den ich gerade erst kennenlernte, nicht sofort auf die Nase.

»So ähnlich war es bei mir auch. Zudem sieht es bei uns in der Gegend alles andere als rosig aus, was Arbeit angeht«, erklärte Christin, wobei ihr Blick kurz in die Ferne schweifte. Prompt fragte ich mich, ob sie bereits Heimweh hatte.

»Wo kommst du denn her?«, erkundigte ich mich, um das Gespräch in Gang zu halten und um meine möglicherweise neue Freundin von ihrem möglicherweise aufkeimenden Heimweh abzulenken.

»Kennst du bestimmt nicht. Ist ein kleines Kaff an der Grenze zu Sachsen«, erklärte Christin. Tja. An Sachsen grenzten mehrere Bundesländer und da ich wusste, wie empfindlich manche reagierten, wenn man sie in das falsche steckte, tastete ich mich behutsam vor.

»Also kommst du aus ...?«

»Thüringen. Aus Wildetaube, um genau zu sein«, sagte Christin und ersparte mir somit eine peinliche Raterunde.

»Wildewas?«, wiederholte ich überrascht.

»Du hast schon richtig gehört. Wildetaube. Zusammengeschrieben«, antwortete Christin schmunzelnd. Offenbar war sie es gewohnt, dass Leute verwundert auf ihren Herkunftsort reagierten.

»Und du?«

»Ich komme aus Augsburg.«

Ich bemühte mich, meinen Dialekt nicht allzu deutlich anklingen zu lassen, denn dann hätte ich Christins Frage mit ›Augschburg‹ beantwortet.

»Das kenne ich. Dort gibt es auch eine Fußballmannschaft, oder täusche ich mich?«

»Den FCA«, bestätigte ich. Mir war der Verein zwar sympathisch, ein glühender Fan war ich allerdings nicht. Gewann die Mannschaft, freute mich das, aber ich fiel in keine tränenreiche Depression, wenn sie eines ihrer Spiele verloren. Was ich empfand, konnte man bestenfalls als lokalpatriotisches Mitgefühl bezeichnen.

»Bist du Fußballfan?«, fragte ich und hoffte, dass ich mich nicht allzu dämlich anstellte. Was Smalltalk betraf, war ich etwas eingerostet.

»Nee, ich nicht. Aber mein Ex. Mit ein Grund, warum ich wegmusste von zu Hause«, gab Christin zurück und ich glaubte, kurz einen Schatten über ihr Gesicht huschen zu sehen.

»Hmmm. Verstehe«, murmele ich. Ich vermutete, dass mehr dahintersteckte, als ich im Augenblick wissen wollte. Deswegen sah ich, statt darauf zu antworten, auf meine Uhr. Die zehn Minuten waren um. Ich stand auf und deutete mit dem Kopf in Richtung Eingangstür.

»Kommst du mit? Ich versuche mein Glück noch mal.«

»Klar«, antwortete Christin enthusiastisch, offenbar froh darüber, dass ich nicht weiter nachgebohrt hatte, schnappte ihre Tasche und ging in das Gebäude. Wortlos stiegen wir nebeneinander die Stufen hoch. In dem vor wenigen Augenblicken noch leeren Flur befanden sich nun mehrere Tische, auf denen sich Papierstapel türmten. Christin schob sich an mir vorbei und ich war froh, dass sie die Initiative übernahm. Auf eine weitere Aktion wie eben mit Muskelberg Winkler konnte ich getrost verzichten.

»Guten Tag. Sanitätssoldat Ulrich und diese junge Dame melden sich zum Dienst«, sagte sie und legte ihren Ausweis sowie einen Brief auf den ersten Tisch, hinter dem ein Soldat saß. Verwundert starrte ich auf Christins Hinterkopf, als ob ich dort eine Erklärung für ihr Verhalten finden würde. Was sie da soeben von sich gegeben hatte, hätte bei Winkler gewiss Eindruck hinterlassen, doch der war weit und breit nicht zu sehen.

»In Ordnung«, sagte der Soldat und gab Christin ihre Papiere zurück. Erwartungsvoll sah er danach mich an, also zog ich meinen Ausweis und den Einberufungsbescheid erneut aus der Tasche und übergab ihm beides. Nach einer kurzen Überprüfung wurde uns ein Stapel Formulare in die Hand gedrückt, die wir in dem am Ende des Flurs liegenden Hörsaal genau durchlesen und im Anschluss unterschreiben sollten.

»Woher wusstest du, wie du dich zu melden hast?«, fragte ich Christin, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass wir alleine im Hörsaal waren. Ich hatte keine Ahnung, ob wir hier miteinander quatschen durften, und mein Bedarf an Anschiss war für heute definitiv gedeckt.

»Ich war vor einem Jahr schon einmal hier«, erklärte sie, während sie sich auf einen Stuhl im hinteren Drittel sinken ließ und damit begann, eine Unterschrift nach der anderen auf die Unterlagen zu klatschen, ohne sie genauer zu lesen.

»Und weshalb bist du nun wieder hier?«, bohrte ich weiter.

Sie zögerte kurz, ehe sie sagte: »Drei Wochen vor Ende der Grundausbildung habe ich mir den Arm gebrochen und deshalb nicht bestanden.«

»Und nun musst du alles noch einmal machen?«

O mein Gott! Ich hatte gar nicht gewusst, dass das möglich war. Der Einstellungsberater hatte mir versichert, dass man zwar benotet wurde, man aber eigentlich nur durchfallen konnte, wenn man sich extrem dumm anstellte.

»Tja, sieht so aus. Immerhin weiß ich, was auf mich zukommt«, brummte Christin.

»Du hast uns allen gewiss vieles voraus«, mutmaßte ich. Meine Nachbarin zuckte mit den Schultern und blätterte sichtlich gelangweilt durch die Formulare.

»Kann schon sein. Zum Beispiel weiß ich, dass Winkler nur so böse tut. In Wirklichkeit ist er ganz in Ordnung.«

Argwöhnisch zog ich eine Augenbraue nach oben. Was hatte sie gesagt? Das war fast nicht zu glauben. Ich hatte keinerlei Zweifel, dass er mich ohne Mühe in einem Stück verschlingen konnte, so sauer, wie der eben gewesen war.

»Bist du dir da sicher?«, hakte ich skeptisch nach.

Christin nickte. »Er ist einer der Gruppenführer hier«, sagte sie nach einem Moment.

»Was macht ein Gruppenführer denn so?«, wollte ich wissen.

»Er ist für deine Ausbildung zuständig. Unser gesamter Zug wird in kleinere Gruppen aufgeteilt. Das soll den Lernerfolg verbessern. Die Gruppen bestehen meist aus der Belegung zweier benachbarter Stuben. Jede Stube ist mit vier bis sechs Leuten belegt. Je nach Andrang. Die meisten werden übrigens Mädchen sein. Ich hoffe, du hast kein Problem mit Zickenkrieg«, erklärte Christin und lächelte kurz.

Ich rümpfte die Nase. Eigentlich war ich davon ausgegangen, dass die Bundeswehr ein von Männern dominierter Bereich war, doch offenbar war das bei den Sanitätern etwas anders.

»Inwiefern Zickenkrieg? Wer als Erste unter die Dusche darf?«

»So ungefähr. Bezüglich der Duschen sollte es keine Probleme geben, da es nur eine große Sammeldusche gibt.«

Bei der Erwähnung der Sammelduschen musste ich unwillkürlich an meine Schulzeit zurückdenken. Unzählige Male war dabei mein Handtuch in einer Pfütze gelandet oder jemand hatte das Wasser auf kalt gedreht, wenn ich damit beschäftigt war, mir das Shampoo aus den Haaren zu spülen. Bald begann ich, mich davor zu drücken, nach dem Sportunterricht zusammen mit meinen Mitschülerinnen duschen zu gehen. Nur beim Schwimmunterricht war das nicht möglich gewesen. Nur ein einziges Mal hatte ich darauf verzichtet, was dafür gesorgt hatte, dass ich wegen des Chlors am ganzen Körper mit roten Flecken übersät gewesen war, die auch noch heftig gejuckt hatten.

»Am schlimmsten wird es, sobald es an die Beurteilungen geht. Zickenkrieg pur. Jede möchte besser dastehen als die andere«, fügte Christin hinzu und riss mich aus meinen düsteren Erinnerungen.

Ich wollte gerade fragen, was es mit diesen Beurteilungen auf sich hatte, als zwei Mädchen den Hörsaal betraten. Sie hielten ebenfalls stapelweise Formulare in der Hand, beäugten uns kurz, nahmen aber drei Reihen vor uns Platz. Ich schätzte, dass sie etwa in meinem Alter waren. Beide hatten brünettes Haar. Eine trug es offen, die andere hatte es zu einem hoch angesetzten Pferdeschwanz gebunden. Eine weitere Gemeinsamkeit des Duos war, dass sie an Wimperntusche, Lidschatten, Kajalstift und Eyeliner nicht gespart hatten. Das Mädchen mit dem Pferdeschwanz blickte über ihre Schulter, musterte Christin und mich, ehe sie sich zu ihrer Nachbarin beugte und begann, mit ihr zu tuscheln.

»Ich glaube, ich verstehe«, flüsterte ich Christin zu und setzte meine Unterschrift unter das nächste Formular. Ich hatte soeben versichert, dass ich weder in einer links- oder rechtsradikalen Partei oder Vereinigung war, noch einer terroristischen Gruppierung angehörte, dass ich in keine kriminellen Machenschaften verstrickt, nicht für fremde Geheimdienste tätig war und auch sonst nichts mit verbotenen oder verfassungswidrigen Organisationen am Hut hatte.

»Wollen wir zusammen in eine Stube?«, fragte Christin nach einigen Minuten leise. »Ich glaube nämlich nicht, dass ich mit den beiden da in ein Zimmer möchte«, fügte sie rasch hinzu und deutete unauffällig in die Richtung der

zwei anderen Mädchen. Schnell nickte ich. Obwohl ich mit den beiden bislang kein Wort gewechselt hatte, hatte ich eine dumpfe Ahnung, dass wir nicht die besten Freundinnen werden würden. Christin hingegen war mir sofort sympathisch gewesen und ihre Erfahrung und der Wissensvorsprung, den sie hatte, konnte mir nur von Vorteil sein.

»Super. Freut mich. Frau Stubenkameradin, brauchen Sie noch lange?«

Ich kontrollierte meinen Stapel, ob ich auch wirklich überall unterschrieben hatte, und schüttelte schließlich den Kopf.

»Na, dann komm. Als Nächstes erhalten wir die Schlüssel für unsere Stuben.«

Wir verließen den Hörsaal und gaben die Papiere ab. Nach einer kurzen Prüfung, ob alles vollständig war, wurden wir ins Geschäftszimmer geschickt. Dort verlangte man erneut eine Reihe Unterschriften von uns, ehe wir den Schlüssel zu Stube 216 und einen Stapel Bettwäsche ausgehändigt bekamen. Zudem erklärte man uns, dass sich die Duschen für die Frauen im Erdgeschoss und die Toiletten im ersten Stock befanden. Für die Männer unseres Zuges verhielt es sich genau umgekehrt.

Unsere Stube lag im ersten Stock und überraschenderweise war das Zimmer relativ modern eingerichtet. Es vermittelte - im Gegensatz zu dem kargen Raum unten am Eingang - sogar einen gemütlichen Eindruck. Zwar hätte man sich etwas mehr Platz wünschen können, aber es war schließlich nur für wenige Wochen.

»Ich bin für das Bett in der Ecke am Fenster«, schlug Christin vor und legte somit offenbar fest, dass wir uns nicht nur die Stube, sondern auch eines der Stockbetten teilten. Ich fühlte mich geschmeichelt, weil sie mich allem Anschein nach in ihrer Nähe haben wollte.

»Ich liege unten!«, rief ich und warf mich auf das Bett, um die Matratze zu prüfen. Sie war bequemer, als ich erwartete hatte.

Wir waren gerade damit beschäftigt, unsere Betten zu beziehen, als Christins Handy klingelte. Sie zog es heraus, warf einen Blick auf das Display und schnitt eine Grimasse.

»Mutti macht sich schon Sorgen«, erklärte sie, hob ab und eilte nach draußen. Weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, schnappte ich meine Tasche, und begann meine Sachen in den Schrank zu räumen. Als ich fast fertig war, stand Christin plötzlich hinter mir und legte eine Hand auf meine Schulter.

»Schätzchen, ich mache deine Anstrengungen nur ungern kaputt, aber das war alles für den Arsch«, sagte sie und deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger in meinen Schrank. »Du hast lediglich das kleine Schließfach und das erste offene Regalfach für deine persönlichen Dinge. Den Rest brauchst du für deine Uniform und für die Ausrüstung.«

Ich drehte mich um und sah sie entsetzt an. Sie nahm mich doch gewiss auf den Arm!

»Ernsthaft?«, japste ich. Hätte sie mir das nicht früher sagen können?

»Ernsthaft«, versicherte sie mir, griff an mir vorbei und zog meinen Kapuzenpulli und meinen Trainingsanzug

wieder von den Kleiderbügeln, auf die ich sie erst vor wenigen Augenblicken mit größter Sorgfalt gehängt hatte. Da ich wusste, dass bei der Bundeswehr sehr auf Ordnung geachtet wurde, hatte ich mir besonders viel Mühe gegeben. Ernüchert ließ ich die Schultern hängen.

»Keine Sorge. Du bekommst alles, was du an Klamotten brauchst, bei der Einkleidung. Die findet meist zwei oder drei Tage nach dem Anreisetag statt. Das Zeug mag modisch gesehen nicht dem neuesten Stand entsprechen, aber im Großen und Ganzen ist es in Ordnung. Außerdem laufen wir ja alle so rum.«

»Okay«, entgegnete ich und legte Kleidungsstück für Kleidungsstück zurück in meine Tasche. Ein Räuspern ließ uns aufsehen. In der Tür stand ein Mädchen. Sie hatte kurzes, strubbeliges, blondes Haar und ein so herzliches Lächeln, das ich sofort erwiderte.

»Ist hier noch frei?«, fragte sie und ich hörte deutlich einen fränkischen Dialekt heraus.

»Klar«, sagten Christin und ich wie aus einem Mund. Die Blondine ging bis zur Mitte des Raumes und sah sich neugierig um. Dort stellte sie ihre Tasche ab und kam auf uns zu. Sie reichte erst Christin, dann mir ihre Hand und drückte dabei kräftig zu. Mein Lächeln wurde breiter. Ich mochte Leute mit festem Händedruck.

»Servus. Ich bin die Steffi.«

»Ich heiße Annika, doch nennt mich Anni. Das ist Christin«, sagte ich automatisch und deutete auf meine Bettnachbarin.

»Das hätte ich zwar auch selbst gekonnt, aber danke«, warf die ein und lächelte mich an. Wie von allein verfielen

wir in eine lockere Unterhaltung, erzählten, wo wir herkamen, wie alt wir waren und was wir uns von der Bundeswehr erhofften. Steffi hatte hochgesteckte Ziele. Sie wollte Berufssoldat werden wie ihr Bruder. Allein bei der Erwähnung seines Dienstgrades Hauptfeldwebel leuchteten Steffis Augen. Man konnte spüren, wie sie darauf brannte, endlich eine Soldatin zu werden, und aufgrund ihres Eifers hatte ich keine Zweifel daran, dass ihr das gelingen würde.

Kurz nach zwölf Uhr wurden wir zusammen mit den anderen bisher eingetroffenen Neuankömmlingen zum Essen geschickt. Im Speisesaal reihten wir uns mit einem Tablett in der Hand in die Schlange vor der Essensausgabe ein. Es war seltsam, in Jeans und Pullover zwischen lauter uniformierten Soldaten zu stehen. Um genau zu sein, fühlte ich mich fehl am Platz. Wie ein Tourist, der sich ins falsche Stadtviertel verlaufen hatte. So unauffällig wie möglich sah ich mich um. Schließlich wollte ich niemanden allzu offensichtlich anstarren. Einige der Soldaten trugen statt der üblichen grünen Tarndruckuniform eine weiße Uniform. Ich vermutete, dass es sich hierbei um Sanitäter handelte und ich nach Abschluss meiner Grundausbildung auch eine solche bekommen würde. Insgeheim hoffte ich jedoch, dass sich das vermeiden ließe. Weiß zählte definitiv nicht zu meinen favorisierten Farben.

Als ich an der Reihe war, entschied ich mich für den Hackbraten, wartete bis Christin und Steffi ihr Essen entgegengenommen hatten, ehe wir auf einen freien Tisch in der Ecke zusteuerten. Obwohl das hier einer Massenabfertigung ziemlich nahekam, schmeckte das Essen erstaunlich gut.